



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Breslau. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Breslau

Von Carl Jentsch

2



Es hätte nicht mit rechten Dingen zugehn müssen, wenn keine Reibungen zwischen Deutschen und Polen vorgekommen wären in einer Zeit, wo jedermann mit seinem Nachbar in Fehde lag, falls dieser nicht gerade sein Verbündeter gegen einen andern Nachbar war. Aber diese Reibungen hatten keine Ähnlichkeit mit dem heutigen Nationalitätenkampfe, und wenn neuere Geschichtschreiber von polnisch-klerikalen Umtrieben sprechen, so tragen sie moderne Vorstellungen, Empfindungen und Kategorien in eine Zeit hinein, der sie fremd waren. Die mittelalterlichen Menschen waren naive Egoisten, die immer, sogar in ihren religiösen Schwärmereien, ganz reelle Zwecke verfolgten. Schädelmessungen nahmen sie nicht vor, und nicht die Haar- und Augenfarbe, sondern das gewerbliche, Handels- oder Grundbesitzerinteresse bestimmte sie bei ihren Bündnissen und Feindschaften. Sie zögerten nicht, den eignen Volksgenossen aufs Blut zu bekämpfen, wenn ein augenblickliches Interesse sie dazu trieb, wie denn das wackre Bauernvölkchen der Stedinger um der Zehnten und Zinsen willen, die sie verweigerten, von den benachbarten Bischöfen und Grafen völlig ausgerottet worden ist. Solches Verhalten war aber nicht etwa eine germanische Eigentümlichkeit, sondern in Italien, in Frankreich, in den Slawenländern hielt man es ebenso. Und ist es im alten Griechenland, im alten Italien anders gewesen? Wie im mittelalterlichen Italien erst im vierzehnten Jahrhundert das Nationalbewußtsein gekeimt hat, habe ich bei einer andern Gelegenheit gezeigt. Der moderne Großstaat, der diesem Zustande ein Ende gemacht hat, ist eine Frucht der modernen Technik und des Kapitalismus. Dieser hat, wie Kautsky übertreibend aber nicht unrichtig sagt, indem er weite geschlossene Ausbeutungsgebiete braucht, den heutigen Nationalismus erzeugt. Die Sprachverschiedenheit nahm man als etwas Natürliches hin, ohne sich darüber aufzuregen. Sie war eine Unbequemlichkeit, aber keine große, weil sich Leute verschiedner Sprache, die regelmäßige Geschäfte miteinander haben, rasch und leicht die paar dazu erforderlichen Phrasen der andern Sprache aneignen. Als diplomatische und Gelehrtensprache diente allen Europäern die lateinische. Wurde ein Nationalitätensplitter der herrschenden Nation unbequem oder verhaßt, so quälte man sich nicht damit, die fremdsprachigen Zungen anders zu gewöhnen, wozu ja auch die heutigen

Werkzeuge: Volksschule und Presse, fehlten, und was nichts genützt hätte, da die Prozedur den Haß steigert anstatt ihn zu dämpfen, sondern man schlug die Leute tot oder vertrieb sie. In der mittelalterlichen Geschichte Schlesiens tritt nur ein Mann hervor, der eine slawische Sprache bekämpft hat: der Bischof Roth, von Geburt ein Schwabe (1482 bis 1506) gebot den tschechisch Sprechenden Bewohnern seines Dorfes Woitsch bei Dttmachau, binnen fünf Jahren deutsch zu lernen, widrigenfalls sie aus dem Lande getrieben würden. Auch der Unterschied in der Kulturhöhe erzeugte keine Feindschaft. Die polnischen Bauern waren für die ihnen von den Deutschen gebrachten Verbesserungen ihrer Lebensweise dankbar, und den Deutschen konnte die Rückständigkeit der Polen (die sich, wie die der Slaven überhaupt, größtenteils daraus erklärt, daß sie ein paar hundert Jahre später in den Bereich der abendländischen Kultur eingetreten sind, und daß sie auf einem ungünstigern Terrain sitzen bleiben mußten) nur angenehm sein, weil sie sie vor einer Konkurrenz um Herrschaft und Handelsgewinn schützte. So sind die Deutschen auch nicht böse darüber gewesen, daß die — in der Kultur freilich überlegnen — Italiener die militärisch schwächern waren. Als später die Polen des Königreichs als Handelskonkurrenten auftraten, entstanden daraus natürlich Konflikte mit Breslau. Dieses aber brauchte die Polen so notwendig, daß ein Konflikt als ein Unglück empfunden wurde. Im Jahre 1471 schrieb der Chronist Eschenloer: „Die von Breslau hatten eine betrübte Zeit, keine Narunge war vorhanden, keiner torfte in Polen seinen Handel suchen, vile, die es wagten, Leib und Gut verloren. Die Handwerker vertorben, konten ire Gewerke nicht vertreiben und verkaufen. Die Zarmärkte waren ganz gehindert. Das Geschrei in der Gemeine erhube sich zu Friden usw.“ Gegen das Christentum war das polnische Volk einmal aufgestanden, hatte die Priester erschlagen und die Kirchen niedergebrannt. Aber das war im Jahre 1032, vor dem Beginn der deutschen Kolonisation, geschehen. Und es war kein Wunder, denn die rohen Polenfürsten bekehrten nicht durch Belehrung, sondern erzwingen nur durch barbarische Strafen den äußerlichen Kult, ließen zum Beispiel jedem, der in der Fastenzeit beim Fleisessen ertappt wurde, die Zähne ausbrechen. In den Bisterzienfermönchen, in den edeln gebildeten Fürstinnen deutscher Abkunft erschien ihnen dann das Christentum als eine hilfreiche und freundliche Macht.

Konflikte entstanden nicht aus nationalen sondern aus Interessengegensätzen und nicht zwischen den Deutschen und dem polnischen Volke sondern zwischen den Herrschenden beider Nationalitäten. Es handelte sich dabei um zweierlei: um Pfünden und um die Politik. Schlesien war zwar unter einer Seitenlinie der Pfasten von Polen unabhängig geworden, wurde aber von diesem immer noch als Nebenland angesehen (unter Heinrich dem Bärtigen war es nahe daran, Hauptland zu werden), und kirchlich gehörte es zur polnischen Kirchenprovinz. Man hat es Otto dem Dritten übel genommen, daß er geholfen hat, eine selbständige, dem Papste unmittelbar untergebne polnische Kirchenprovinz

zu schaffen, anstatt die neue kirchliche Organisation der Diözese Magdeburg anzugliedern, deren Bischöfe Anspruch darauf machten, aber ein Regent von der Macht des Boleslaus Chrobry ließ sich doch eben nicht behandeln wie ein kleiner Wendenhäuptling. Es ist also natürlich, daß polnische Kleriker ein Unrecht auf schlesische Pfründen zu haben glaubten, aber ebenso natürlich, daß sich die Deutschen keine solche wegschnappen lassen wollten. Ein Hauptmotiv für deutsche Adlige, an den Römernzügen der Kaiser teilzunehmen, war die Aussicht auf italienische Lehren und Pfründen, und in Böhmen war der Streit um die Pfründen eine Hauptursache der schrecklichen Kriege, die im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts ausbrachen. Hussens Lehren für sich allein würden den nationalen Fanatismus — den ersten nationalen Fanatismus der europäischen Geschichte — nicht entfesselt haben. Die Tschechen, energischer geartet als die Polen, sahen in den Deutschen nicht die Kulturbringer sondern die Leute, die auf alle gewinnbringenden Beschäftigungen Beschlag legten und ihnen nur die Dienstbarkeit übrig ließen, und ihre Hauptbeschwerde war, daß ihnen die Deutschen alle fetten Pfründen wegnähmen; Pfründen aber, das bedeutete damals die Lehrerstellen aller Grade und die Beamtenstellen. *) Polen haben also noch einige Jahrhunderte lang Breslauer Domherrnstellen erstrebt und erlangt, was natürlich zur Spaltung des Kapitels in zwei Parteien führte. Die Polen wurden mehr und mehr zurück- und endlich ganz hinausgedrängt. Der oben erwähnte Bischof Roth verfügte, daß im Kapitel die deutsche Sprache und Sitte allein herrschen solle, und weigerte sich trotz päpstlichem Bann, einen Krakauer Domherrn in sein Kapitel aufzunehmen. Die Abhängigkeit des Breslauer Bischofs vom Gnesener schwand allmählich; formell wurde sie erst 1821 durch das Abkommen Preußen mit der Kurie wegen Neuorganisation der Bistümer beseitigt. Natürlich ist es auch manchmal in Breslau zu Schlägereien und Ausbrüchen der Volkswut gekommen, wenn sich Polen in der Stadt frech benahmen; aber von einem solchen Haß gegen die Polen, wie er die Gemüter gegen die hussitischen Böhmen entflammt hat, oder auch nur von einer so

*) Bei dieser Gelegenheit und mit Rücksicht auf das jüngst begangne Leipziger Universitätsjubiläum sei daran erinnert, daß zwei Schlesier, Johann Hoffmann aus Schweidnitz und Johannes Otto aus Münsterberg, die Führer der Prager Magister gewesen sind, die im Sommer 1409 den Exodus beschloffen, daß der Stadt Leipzig nur wegen ihrer mehr zentralen Lage der Vorzug vor Breslau gegeben wurde, daß Johannes Otto der erste Rektor der neuen Universität gewesen ist, daß nach ihm noch mehr als hundert geborne Schlesier die Rektorstelle bekleidet haben und lange Zeit hindurch Lehrer wie Studenten zu einem großen Teile Schlesier gewesen sind, und daß der Fonds des von Otto und andern reichen Schlesiern gestifteten Frauenkollegs, falls später in Breslau eine Universität gestiftet würde, für diese verwandt werden sollte. Auf Grund dieser Stiftungsklausel hat die preussische Regierung, wie der später zu nennende Nürnberger berichtet, im Jahre 1830 die Herausgabe des Vermögens dieses Kollegiums an die Universität Breslau gefordert. Nach längern Verhandlungen einigten sich die preussische und die sächsische Regierung dahin, daß das königlich hannoversche Appellationsgericht zu Celle entscheiden solle, und dessen am 1. September 1848 gefälltes Urteil fiel zugunsten Sachsens aus.

intensiven und andauernden Feindschaft, wie sie die Breslauer Zünfte gegen ihren eignen deutschen Rat im Busen hegten, ist nichts zu spüren. Andererseits hat die Stadt mit dem Dome nicht bloß dann in Fehde gelebt, wenn die polnische Partei im Kapitel die Oberhand hatte. Rat und Bürgerschaft hatten außer dem Bierstank noch andre, weit ernstere Interessen gegen den Dom zu verteidigen. Bischof und Kapitel nahmen eine weltliche Jurisdiktion über die Stadt in Anspruch und erschwerten dadurch, sowie durch das Asylrecht, die Aufrechterhaltung einer guten Ordnung. Und weil die Domgeistlichkeit die reichste war, war sie auch die lieberlichste, sodaß die Bürgerschaft oft klagte, es sammle sich dort Gesindel, dessen Treiben die Stadt schädige. Es wäre nur aber wieder verfehlt, dabei von Antiklerikalismus zu sprechen, denn die Pfarrgeistlichkeit und einige Klöster standen gewöhnlich auf der Seite der Bürgerschaft, wie denn überhaupt der Klerus so gut wie die Laienschaft immer in Parteien gespalten war. Wenn eine Gruppe der damaligen Bevölkerung die andre bekämpfte, so geschah es nicht, weil diese andre einer fremden Nationalität oder dem Klerus oder der Laienschaft angehörte, sondern weil sie einem reellen Interesse im Wege stand.

Die andre Quelle von Zwisten zwischen dem deutschen Breslau und den Slawen war politischer Natur. Es ist schon bemerkt worden, daß ihre Bürgerschaft den jämmerlichen kleinen Herzögen, die mehr und mehr zu großen Raubrittern hinabsanken, überlegen war. Damit war innerhalb dieses politischen Kleinraums die Unabhängigkeit der Stadt von selbst gegeben, und diese suchte sie nun natürlich auch gegenüber den beiden größern und verhältnismäßig mächtigen Staaten, zwischen denen sie lag, zu behaupten. Raubzüge der mit schlesischen Herzögen verbündeten Polen hat sie oft abzuwehren gehabt, als Todfeindin in einem ernsthaften und langwierigen Kriege aber nicht dem nördlichen, sondern dem südlichen Nachbar gegenübergestanden; sie hat dabei wiederholt Polens Vermittlung in Anspruch genommen, und dieses hat im allgemeinen eine ihr wohlwollende Neutralität beobachtet. Vorher war sie Böhmen eng verbündet gewesen. Man hat viel über den badischen Bauer gelacht, der im Jahre 1849 die Republik mit dem Großherzog wollte, aber dieser Bauer war klüger als die Leute, die ihn auslachten. Die englische Adelsrepublik hat einen König, und die mittelalterlichen Reichsstädte waren Republiken, die unter einem König und Kaiser standen. Breslau ist zwar nicht formell deutsche Reichsstadt gewesen — sein Wunsch, es zu werden, fand beim Reiche keine Gegenliebe —, aber tatsächlich war es eine solche, und es hatte einen schweren Stand mitten unter sich balgendem und seinen Warenzügen auf-lauerndem Raubgesindel. Da hat es denn nichts dagegen gehabt, daß nach dem Tode des letzten Herzogs das Fürstentum Breslau an Böhmen fiel, daß mehrere schlesische Herzöge den Böhmenkönig als Oberherrn anerkannten, hat die weisen und tüchtigen Luxemburger mit Freuden in seine Mauern aufgenommen und nicht dagegen protestiert, als Karl der Vierte im Jahre 1348

seine schlesischen und lausitzischen Besitzungen der Krone Böhmen „für ewige Zeiten“ einverleibte und sich auch von den Breslauern huldigen ließ, deren Rats senior er zum Landeshauptmann des Fürstentums Breslau ernannte, wodurch die Stadt auch formell den Herzögen im Range gleichgestellt wurde. Diese Könige sorgten für Ordnung, Ruhe und Frieden im Lande, halfen auch als Friedensstifter den Städten in ihren Verfassungskämpfen, verschafften ihnen günstige Bedingungen im Handelsverkehr mit andern Staaten und ließen, wenn sie auch die höchste Gerichtsbarkeit für sich in Anspruch nahmen, im übrigen die Selbstverwaltung unangetastet. Breslaus Handel blühte unter Karl dem Vierten wie nie zuvor, und bei seinem Tode konnte es — unerhört im Mittelalter — auf dreißig Jahre eines Friedens zurückblicken, der durch keine Fehde, keinen Raub und keine Plünderung in seinem Gebiete unterbrochen worden war. Aber dann kam die schreckliche Hussitenzeit. Wie damals Schlesien verwüstet worden ist, weiß alle Welt. Was ist natürlicher, als daß sich die Freundschaft für Böhmen in Todfeindschaft verwandelte? Und diese trug nun allerdings ein nationales Gepräge, da es ja der durch materielle Interessen entzündete Nationalhaß der Tschechen gegen die Deutschen war, aus dem die Hussitenkriege entsprangen. Das Merkwürdige ist nun, daß diese Feindschaft bei den Breslauern, und nur bei den Breslauern, die Zeit überdauerte, da sie gerechtfertigt war, daß sie sich in einem Fanatismus äußerte, der dem hussitischen nichts nachgab, und daß dieser Fanatismus religiöse Färbung annahm: den böhmischen „Ketzern“ galt. Der Gubernator, spätere König von Böhmen, Georg Podiebrad — Girzig nannten ihn verächtlich die Breslauer —, erhält von allen Zeitgenossen, namentlich von Aneas Sylvius, dem spätern Papste Pius dem Zweiten, das Zeugnis, daß er trotz seiner Ketzerei — er war gemäßigter Utraquist — ein verständiger, milder und gerechter Mann und ein gewissenhafter, tüchtiger Regent gewesen sei. Ob, wie Weiß glaubt, die Breslauer durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen ihn das Schicksal der Tschechisierung abgewandt haben, das Schlesien gedroht habe, ob Tschechisierung bei der damaligen Weltlage überhaupt möglich gewesen wäre, mögen Kundigere entscheiden. In allen Äußerungen der Breslauer tritt nicht ihr deutsches Nationalbewußtsein, sondern nur ihr Eifer für die katholische Religion hervor, der durch fanatische Prediger geschürt wurde, sodas Weiß zur Abwechslung von einer deutsch-kerikalischen Bewegung spricht, was ebenso irreführend ist wie die polnisch-kerikalischen Umtriebe. Gewiß hatte auch dieser Fanatismus seinen Ursprung aus dem materiellen Interesse, das heißt aus dessen Verletzung durch die Hussiten genommen, aber zuletzt war wirklich nur reiner Fanatismus übrig geblieben. Beweis dafür die Begeisterung, mit der die Breslauer 1453 den von ihnen eingeladenen Kreuzzugprediger und Inquisitor Johann Capistran aufnahmen, wochenlang seinen lateinischen Predigten lauschten, ohne ein Wort davon zu verstehen, an seine sehr zweifelhaften Wunder glaubten, zuerst ihren Eitelkeitskram, dann aber, was weniger harmlos war, einundvierzig Juden auf dem Salzringe lebendig verbrannten (zwanzig Söuglinge retteten durch Annahme des Christentums ihr

Leben) auf die alberne Beschuldigung hin, sie hätten eine Hostie beschimpft. Das Geständnis des angeblichen Frevels war ihnen auf der Folter erpreßt worden; Capistran wohnte der Folterung bei und gab selbst an, auf welche Weise man die Unglücklichen martern solle. Vierzehn von ihnen ließ der Wüterich auf andre Weise hinrichten: die Henker mußten ihnen mit glühenden Zangen das Fleisch von den Knochen reißen, das in Becken voll brennender Kohlen geworfen wurde, und dann sie vierteilen. Die Begeisterung für Capistran steigerte sich noch, als die Kunde von seinen Erfolgen im Türkenkriege anlangte (hier war der Fanatismus wieder Hülle eines Lebensinteresses), und Sammer und Wehklagen erfüllten die ganze Stadt, als kurz darauf die Nachricht von seinem Tode eintraf; eifrig bemühten sich die Breslauer um seine Heiligsprechung, die erst 1690 erfolgte, in einer Zeit, wo sie alle katholischen Heiligen gründlich im Magen hatten. Der Fanatismus ist eine allgemein menschliche Krankheit, deren Bazillus überall dort einen günstigen Nährboden findet, wo die Vernunft nicht die Oberhand hat, und er äußert sich nicht bloß in der Form religiösen, sondern auch nationalen, politischen, ästhetischen, ja sogar wissenschaftlichen Wahnsinns. Als gute Lutheraner haben sich später die Breslauer auch den Calvinisten gegenüber fanatisch benommen; ihre Abneigung gegen diese hat in den entscheidenden Jahren von 1619 an ihre Aktion gegen die Habsburger ebenso wie die der Sachsen gelähmt. Um auf ihren Kampf gegen Podiebrad, dessen Geschichte hier nicht erzählt werden kann, zurückzukommen, so standen sie damit eine Zeit lang ganz allein: sie hatten den Kaiser, den Papst, die schlesischen Herzöge, die deutschen Reichsstände gegen sich. Der Papst meinte, mit einem so gemäßigten Kezer dürfe man sich schon vertragen. Die Breslauer aber gaben sich alle Mühe, die Kurie gegen Podiebrad scharf zu machen, und die Umstände fügten es, daß es ihnen endlich gelang. Der Papst Paul der Zweite ließ das Kreuz gegen den Böhmen predigen und versprach dem Polenkönige Lösung von dem Bann, den er sich durch die Bekriegung des Deutschordens zugezogen hatte, unter der Bedingung, daß er für sich oder seinen Sohn die böhmische Krone annähme. Kasimir aber mochte nicht. „Sie hatten die Polen vor iren Füßen liegen das edle Land Slesien, das schöne fruchtbare Markgraftumb Mähren, und auch das löbliche Markgraftumb zu Lusitz, die vil schönen Städte und Schlöffer des christlichen [katholischen] Teils in Behmen, die sich alle one Schwert dem Polen untergeben hätten, und gar gerne, als sie ine anruften und baten. Sie hatten die Polen die Crone zu Behem unter iren Füßen, und wolten die nicht. . . . Die Polen haben das Land zu Preußen mit großen Kriegen wider alles Rechte eingenommen, und wider der heiligen Kirchen Vorbittung die christlichen geistlichen Ritter vortriben. Aber hie wolten sie sich ir Unrecht mit großem Zusatz und Eren eines mächtigen Königreiches nicht zurecht lassen komen.“ So der wackere Breslauer Chronist und Stadtschreiber Eschenloer, der als tüchtiger Diplomat seiner Stadt bedeutende Dienste geleistet hat. Er billigte keineswegs den Fanatismus seiner Mitbürger und war, wie es scheint, der spiritus rector

einer Partei im Rat, die den Frieden mit Bodebrad anstrebte, dabei aber sich der äußersten Vorsicht befleißigen mußte, weil Prediger und Volk den Rat terrorisierten. Eschenloer berichtet, das päpstliche Urteil, das den Girsig absetzte, seine Untertanen von der Pflicht des Gehorsams entband und die Nachbarn zum Kriege wider ihn aufrief, sei von den Breslauern zwar mit Jubel begrüßt, überall sonst aber gemißbilligt worden, besonders von den deutschen Erzbischöfen. Gelehrte Geistliche hätten ihre Kritik des päpstlichen Vorgehens mit Beweisen aus der Heiligen Schrift und den Vätern ausführlich begründet. Er teilt diese Argumentationen mit, in denen wirklich sehr schön bewiesen wird, daß es nicht erlaubt sei, irrige Glaubensmeinungen mit Gewalt auszurotten, und daß der Christ auch einem kezerischen Fürsten Gehorsam schuldig sei, natürlich nur in allem, was nicht wider das Gewissen gehe.

Mit diesen theologischen Gutachten stehen wir schon auf dem Boden der Reformation. Wie die schlesischen Polen — bis auf einen Rest im östlichen Teile Oberschlesiens — ohne Kampf und Widerstand ins Deutschtum, so sind die deutschen Schlesier ohne Umsturz und Aufruhr in die evangelische Kirche hineingewachsen. Die Deutschen im allgemeinen waren frei von jener frivolen Skepsis und jenem atheistisch=heidnischen Epikureismus, der in den vornehmen Kreisen Italiens bis in die römische Kurie und bis in die Herzen einiger Renaissancepäpste hinein gewuchert hat. Sie waren gläubig und fromm. Aber sie haben, wenn auch vielfach in Aberglauben befangen, nach einem vernünftigen, die gute weltliche Ordnung fördernden Christentum gestrebt. Das gilt von ihren großen Königen von Karl dem Großen bis auf Heinrich den Dritten, es gilt dann später von den gescheiterten und tüchtigen Stadtbürgern. Die Breslauer erwiesen sich neuen Andächteleien nach romanischem Geschmack abgeneigt, bekämpften den zur Ausbeutung des Volkes gemißbrauchten Ablauf, wehrten das ab, was allein unter Klerikalismus verstanden werden sollte: die Übergriffe der kirchlichen Jurisdiktion ins bürgerliche und Staatsrecht, setzten der Vermehrung des geistlichen Grundbesitzes Schranken. In alledem waren Rat, Bürgerschaft und Pfarrgeistlichkeit einig; oft standen auch einzelne Klöster und manchmal sogar die Domgeistlichkeit und der Bischof auf ihrer Seite. Der schon genannte Bischof Roth ging ernstlich an eine Reform des Klerus, der schon durch seine übermäßige Zahl zum Müßiggang und damit zur Viederlichkeit verurteilt war, allein er stieß auf unüberwindlichen Widerstand, weil seine scharfen Rügen das Standesgefühl verletzten, sodaß sich auch ein Teil der Pfarrgeistlichkeit mit Mönchen und Domherren gegen ihn verbündete. Immerhin wurde manche nützliche Reform durchgeführt, wie denn zum Beispiel der Bischof Nowak hundert Jahre vor dem Tridentinum das dreimalige Aufgebot der Brautleute anordnete, und der Rat schon vor der Reformation in den Stadtschulen kostenlosen Unterricht erteilen ließ. So nahmen denn die Breslauer die Wittenbergischen Lehren und Einrichtungen als etwas selbstverständliches an. Der Gedanke an Spaltung lag ihnen so fern wie Luthern und Melanchthon; sie fühlten sich als treue, nur eben

reformfreundliche Söhne der allgemeinen Kirche. Bischof Thurzo förderte den jungen Johann Hefz, einen der Reformatoren Breslaus, und nach seinem Tode (1520) schrieb Luther an Spalatin: „In Johann Thurzo ist der beste aller Bischöfe des Jahrhunderts gestorben, und zwar im seligmachenden Glauben an Christus.“ Und sein Nachfolger, Jakob von Salza, suchte zwar den Fortschritt der Neuerung, die immer deutlicher als solche erkennbar wurde, mit Abmahnungen zu bremsen, empfahl aber dem Rat den Johannes Hefz, dessen lutherische Gesinnung bekannt war, für den Predigtstuhl an der Magdalenenkirche. In aller Ruhe konnte der Rat Seelsorge, Armen- und Schulwesen nach dem Wittenbergischen Muster organisieren. Als sich dann doch endlich die vollzogene Spaltung nicht mehr übersehen und wegdisputieren ließ, und sich die Domgeistlichkeit für die alte Kirche entschieden hatte, da tat sich zwischen Stadt und Dom eine Kluft auf: die Stadt war evangelisch, der Dombezirk katholisch, der Glaubenshaß verwandelte die auf beiden Seiten der Oder gelegnen Stadtteile vollends in zwei feindliche Lager. Gewerbliche Interessen und Streitigkeiten um die Rechtspflege hatten sie freilich vorher schon so verfeindet, daß der Rat im Jahre 1503 einmal ans Sandtor und die Brücke eine Wache stellen mußte, „damit nicht Herr Omnis hinüberliefe und alles erwürgte“.

Es folgte die Zeit der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, wo die „Seligmacher“, die Diechtensteinschen Dragoner des Grafen Dohna, und polnische Kosaken die unglücklichen Schlesier zu Tausenden in den Schafstall der alleinseligmachenden Kirche hineintrieben. Zu Bischöfen machte der Wiener Hof in dieser Zeit Erzherzöge, zum Teil unmündige Knaben, die meist auf ihren außerschlesischen Besitzungen weilten (auch einmal einen polnischen Prinzen), und in deren Namen die Breslauer Werkzeuge der Wiener Regierung in ihrer Art „reformierten“. Und in den Jahren 1653 und 1654 führte in den an Österreich gefallen schlesischen Herzogtümern eine bewaffnete Kommission die „allgemeine Kirchenreduktion“ durch, das heißt, sie übergab den nur noch spärlich übers Land verstreuten Katholiken 656 evangelische Kirchen, verjagte 500 Prediger und setzte an deren Stelle katholische Geistliche ein, denen die evangelischen Bewohner für kirchliche Amtshandlungen, für Taufen, Trauungen und Begräbnisse tributpflichtig blieben. Was Wunder, daß sich der evangelischen Schlesier grimmiger Haß gegen die Unterdrücker bemächtigte, ein Haß, der bis heute noch nicht ganz erloschen ist, und daß sie den Schweden im Dreißigjährigen Kriege und im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts als Befreier zujubelten, wie sie nicht lange darauf Friedrich den Großen als solchen begrüßt haben. Eine Regierung, die einen Teil ihrer Untertanen schlecht behandelt, hat auf deren Loyalität keinen Anspruch. Das Erscheinen Karls des Zwölften in Schlesien, der durch den Vertrag von Altranstädten den Evangelischen ihr Joch erleichterte, hatte eine eigentümliche Erscheinung zur Folge: das Kinderbeten. Ein Anonymus, der darüber geschrieben hat, stellt diese Massenpsychose, wie man das heute nennt,

mit dem Kinderkreuzzuge in Parallele und meint, die schwedischen Feldgottesdienste unter freiem Himmel möchten sie angeregt haben. Vom Spätsommer 1707 an sah man überall in Nieder- und Mittelschlesien Versammlungen von Kindern, denen ein jugendlicher Vorbeter Psalmen oder Lieder vorsang, die der Chor wiederholte. In jenen Gegenden, wo die Evangelischen weder Kirchen noch Schulen hatten, war die Bewegung offenbar eine rührende Widerspiegelung der schwärmerischen Stimmung der Erwachsenen und vielleicht auch Nachahmung geheimer Gottesdienste von Buschpredigern. Als aber das Kinderbeten im Februar 1708, begünstigt durch den sehr milden Winter, in den Vorstädten Breslaus und bald auch in der Stadt begann, verlor es seinen ursprünglichen Charakter und artete in leeres Spiel und rohen Tumult aus. Eine mit Stöcken bewaffnete Rotte von Jungen erstürmte eine Kirche und nötigte den Prediger zum Rückzuge. Der Pastor Neumann riet in einer sehr verständigen Predigt von der Peitsche ab, da nur Belehrung nottue. Der Rat leitete auf dieses Gutachten hin die Bewegung in eine gesunde Bahn, indem er den Kindern einige kleine Kirchen anwies und einen geordneten Jugendgottesdienst für sie einrichtete.

Der Stadt Breslau war ebenso wie den noch unter einheimischen evangelischen Herzögen stehenden Landesteilen Schlesiens in einem Rezeß zum Prager Frieden von 1635 und dann im Westfälischen Frieden das liberum exercitium Augustanae confessionis zugesichert worden. Dem damals geltenden Rechte gemäß suchte sich die Bürgerschaft auch die Glaubenseinheit zu wahren, indem sie keine Katholiken zu Ämtern zuließ, und die Innungen nur Lehrlinge, Gesellen und Meister ihres Glaubens aufnahmen. Doch war die Einheit von vornherein durch die nicht zu beseitigenden Klöster durchbrochen und durch die Beamten des am Südufer des Stromes, also auf der Stadtseite gelegnen Bezirks der kaiserlichen Burg. Die Stadt war jetzt keine Republik mehr sondern Provinzialhauptstadt, genoß jedoch immerhin noch ein ansehnliches Maß von Selbstverwaltung. Aber daß sich im Stadtbezirk Katholiken erhielten und mehrten, konnte unter diesen Umständen nicht verhindert werden. Auf deren Mehrung bedacht, strebte der Wiener Hof, Jesuiten einzuschmuggeln — nicht zur Freude der übrigen, auf den allmächtigen Orden eifersüchtigen Klerisei. (Ein altes Sprüchlein schlesischer Pfarrer lautet: mala parochia in via, pejor, ubi jurista, pessima, ubi Jesuita; heute gilt in allen drei Stücken das Gegenteil.) Bürgerschaft und Rat wehrten aus allen Kräften ab. Ihre Besorgnis wuchs, als einzelne Jesuiten zu amtieren angefangen hatten und ihre Predigtweise auch evangelische Zuhörer, ihr Unterricht auch evangelische Knaben anzog. In einem Privathause zunächst, dann in der Burg wurde ein Gymnasium eingerichtet, und das sollte zur Universität erhoben werden. Reinkens hat bei der Hundertfünfzigjahrfeier, der jetzige katholische Professor der Kirchengeschichte in Breslau, Dr. Nürnberger, bei der Zweihundertjahrfeier im Jahre 1903 die Geschichte dieser Gründung erzählt. Die Patres boten ihre ganze Diplomatie auf, sich mit

dem Räte in gutes Einvernehmen zu setzen, und erwiesen den regierenden Herren manche Gefälligkeit, wozu sie ihr Einfluß am Wiener Hofe befähigte, aber sie vermochten die Abneigung und das Mißtrauen der Breslauer nicht zu überwinden. Doch hat diesen ihr Widerstand auf die Dauer nicht genügt. In einem Bescheid Ferdinands des Dritten heißt es: „Das Bedenken, das Exercoitium Augustanae confessionis und die Gründung eines Jesuitenkollegs seien inkompatibel, könne der Kaiser nicht teilen. Es könne nie die Meinung der Vorfahren des Kaisers gewesen sein, bei Erteilung des Privilegiums der freien Religionsübung die eigne katholische Religion ihrer Libertät zu privieren; sondern so wie der Kaiser in der Religion der Stadt keinen Eintrag tue, noch eine einzige ihrer Kirchen und Schulen von ihr begehre und es in ihrem freien arbitrio, Macht und Gewalt gelassen, ihr exercitium Aug. conf. in dem Maße, wie sie es am besten befunden, anzustellen und zu üben, so dürfe auch der Rat nicht verlangen, Majestät Maß und Ziel vorzuschreiben, wie und auf was Weise Ihre Majestät den katholischen Gottesdienst und den Samen der heil. kath. Kirche in Stadt und Land gepflanzt wissen wolle.“ Nach langwierigen Verhandlungen erschien endlich im Jahre 1705 das sehr interessante Privilegium des Kaisers Joseph des Ersten, das die Rechte der zu gründenden Universität und der Stadt gegeneinander abgrenzt. Die Burg und eine Anzahl angekaufte Häuser wurden niedergerissen, und an ihrer Stelle wurde ein Neubau aufgeführt, der beim Einmarsch der Preußen noch nicht vollendet war. Die Jesuiten hielten es für angezeigt, auf den östlich vom Kaiserthor (dem Bogen des Gebäudes, unter dem die Straße hindurchführt) geplanten Flügel, der so lang werden sollte wie der westliche, zu verzichten und dem Bau einen provisorischen Abschluß zu geben. Man mag über die Jesuiten denken, wie man will — was sie den Breslauern hinterlassen haben, die zwei Monumentalbauten Matthiaskirche und Universität, das ist dankenswert. Die Universitäts-(Matthias-)kirche ist eine überaus prachtvolle, mit Stuck und reicher Deckenmalerei ausgeschmückte Saalkirche im Barockstil. In demselben Stile sind die große Aula (Leopoldina) und der im Erdgeschoß der Universität gelegne Musiksaal gehalten. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde dieser als Auditorium maximum benutzt — ich hatte ihn fast täglich zu besuchen —: jetzt ist er ausschließlich für Musikaufführungen bestimmt. Die Königl. Regierung hat ihn vorm Jahre restaurieren lassen, und der Geheime Regierungsrat Professor Richard Förster hat den Dank der Universität dafür dadurch abgestattet, daß er in diesem Jahre für die offizielle Kaiser-Geburtstagsrede „Die Kunst des Barocks im Musiksaale der Universität“ zum Thema wählte. Wir erfahren daraus unter anderm, daß Cornelius Gurlitt den Saal ein dekoratives Meisterstück genannt hat. In der Jesuitenzeit waren auch die Auditorien mit Fresken geschmückt. Die nördliche Front der Universität ist, obwohl nur zur reichlichen Hälfte vollendet, von der Brücke aus gesehen vielleicht die imposanteste aller deutschen Universitätsfronten.

Der äußern Großartigkeit und Pracht haben die wissenschaftlichen Leistungen der Universität erst seit ihrer Neugründung als Biadrina im Jahre 1811 entsprochen, aber nicht, solange sie den Jesuiten gehörte. (Als Gymnasiallehrer glaubte diese Friedrich der Große nicht entbehren zu können und hat sie deswegen nach der Aufhebung ihres Ordens behalten. Den Panegyrikus eines Ordensgenossen auf den großen König habe ich in „Christentum und Kirche“, Anmerkung 108 mitgeteilt.) Das geistige Leben der Stadt blühte in ihren protestantischen Kreisen. Im sechzehnten Jahrhundert scharte sich ein Kreis edler Humanisten um den berühmten Arzt Johann Crato von Krafftheim und die Brüder Rhediger, die mit ihrer Bibliothek und ihren wertvollen Sammlungen den Grund zur Breslauer Stadtbibliothek gelegt haben. (Die Männer dieses Kreises wurden von der lutherischen Geistlichkeit als Krypto-Calvinisten verdächtigt.) Im siebzehnten Jahrhundert glänzten in Breslau die Häupter der zweiten schlesischen Dichterschule: der Syndikus Kaspar von Hohenstein und der seiner Vaterstadt in freiwillig übernommenen wichtigen Funktionen dienende Hofmann von Hofmannswaldau. Einen der bedeutendsten Geister dieser Periode, den Johann Scheffler (Angelus Silesius), führte seine Mystik in den Schoß der katholischen Kirche. Christian Wolff hat seine Vaterstadt verlassen und sein philosophisches Licht in Halle leuchten lassen. Kaspar Neumann hat seinerzeit Weltruf genossen als Prediger eines aufgeklärten, milden Christentums. Er ist dann vergessen worden, bis Schnapper-Arndt sein Gedächtnis wiedererweckt hat als eines der Begründer der Statistik. Er hat nicht allein mit Benutzung von Geburts- und Sterberegistern den astrologischen Aberglauben statistisch widerlegt, sondern auch einen Versuch herausgegeben, die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer und darnach die Höhe der Leibrenten zu berechnen. Der glänzendste Stern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war der Philosoph Garve. Ein größeres Gestirn, Lessing, hat den Breslauern nur vorübergehend geleuchtet, aber ihnen bleibt der Ruhm, daß in dem heute noch bestehenden Gasthause Zur goldnen Gans der Vorgang gespielt hat, der ihm die Idee zu Minna von Barnhelm eingab, und daß er in einem Gartenhause auf dem Bürgerwerder das Stück entworfen hat. Das Breslauer Theaterleben erreichte bald darauf seinen Höhepunkt: in dem bescheidenen Theater „Zur kalten Asche“ haben zwischen 1782 und 1822 Anschütz und Devrient gewirkt. Weder das viel schönere und großartigere Stadttheater, das an seine Stelle getreten ist, noch eines der übrigen Theater, die sich ihm im Laufe des vorigen Jahrhunderts zugesellt haben, hat gleichen Ruhm erlangt.

Vom 3. Januar 1741 an, wo der junge Preußenkönig einritt im blausamtnen Galakleide, trotz Schneegestöber den Hut in der Hand, nach allen Seiten grüßend, und mit seinen sonnenhaften Augen alle Herzen gewann, mündet die Breslauer in die preussische Geschichte. Die Begeisterung für Friedrich war nicht ganz allgemein. Die damals durchweg adligen und mit

dem Provinzadel verbetterten Ratsperücken zogen die österreichische Schlappheit, die ihnen relative Selbständigkeit ließ und prunkvolles Auftreten gestattete, dem strammen preußischen Soldatenregiment vor, und die Kaufmannschaft fürchtete für ihren Handel, nicht ohne Grund, wie in der Geschichte des Bankhauses Eichborn (1. Band des Jahrgangs 1904 der Grenzboten, S. 104) gezeigt worden ist. Die Hinneigung dieser Kreise zu Österreich verleitete den König zu dem Glauben, die meisten Ratsherren seien katholisch, während sich, schreibt Weiß, „in der ganzen Stadtverwaltung nicht ein einziger Katholik fand“. Nach Sena waren es auch in Breslau die königlichen Zivil- und Militärbehörden, die den patriotischen Geist der Bürger dämpften und hemmten, anstatt ihn zu stärken und seine Anstrengungen zu organisieren. Dieses zu tun, mühte sich in Breslau besonders der Graf Friedrich Büdler; die Feigheit des Gouverneurs und des Kommandanten, die alle seine Bemühungen vereitelten, trieb ihn zu solcher Verzweiflung, daß er mit einem Pistolenschuß seinem Leben ein Ende machte. Im Völkerfrühling 1813, wo des Königs Aufruf „An mein Volk“ von hier ausging, war Breslau der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Mitten im Unglück des Jahres 1807 war der Bürgerschaft eine große Freude und ein Geschenk von unschätzbarem Werte zuteil geworden: Napoleon hatte zur Freude der Bürgerschaft die Festungswerke demolieren lassen, die ihr drei schreckliche Belagerungen zugezogen hatten, und der König schenkte ihr das Festungsterrain mit der Bemerkung: „Ich wünschte, die Festung wäre schon vor Jahren demoliert worden.“ Im Frühsommer 1813 näherte sich Napoleon der Stadt. Eine Deputation wurde abgesandt, ihn um Schonung zu bitten. Sie traf ihn im Städtchen Neumarkt. Der immer noch Gewaltige redete sehr freundlich mit den Herren und sprach unter anderm: „Was machen die Boulevards? Sind die Promenaden um Ihre Stadt vollendet? Diese haben Sie allein mir zu danken, ich habe Ihnen die Möglichkeit dazu verschafft.“ Die „Boulevards“ und Promenaden führen uns in die Gegenwart hinein.



Rudolf Lindaus Geschichten aus der Türkei

Von Heinrich Spiero



er große und lange nicht genug bekannte und gerühmte, vor allem nicht genug gelesene Erzähler Rudolf Lindau ist auch menschlich eine überaus anziehende Erscheinung, hat Bildungsjahre und eine vielfältige Tätigkeit hinter sich, wie sie kaum einem neuern deutschen Dichter und Schriftsteller beschieden waren. Früh ins Ausland gekommen, zuerst als Hauslehrer, gelangt er mit dreißig Jahren als diplomatischer Unterhändler der Schweiz für einen Handelsvertrag mit Japan nach Yokohama,